

Jonathan Armin Göllner, Stadtallendorf

Zwischen Erfurt und Kunduz

Erkundungen in einem liturgisch-ekklesiologischen Grenzgebiet

Kirche ist von ihrem Wesen her Versammlung, die sich in unüberbietbar dichter Weise in der Zusammenkunft zum Gottesdienst zeigt. Das tritt noch einmal deutlicher hervor, wenn in pastoral besonderen Situationen wie etwa der extremen Diaspora oder bei Auslandseinsätzen der Militärseelsorge keine gewachsenen Gemeinden vorhanden sind, die zur Feier des Gottesdienstes zusammenkommen; dennoch lassen sich hier Menschen über die Grenzen von Konfessionen und Bekenntnissen hinweg sammeln zur Feier des Glaubens, den mitunter einzelne stellvertretend für die anderen ausdrücklich teilen. Der Beitrag rückt in den Blick, welche Bedeutung das kirchliche Amt und die Liturgie haben für das Kirche-Sein und Kirche-Werden. (Redaktion)

Zwei zunächst wohl sehr konträr erscheinende Erfahrungsbereiche liegen den hier vorgestellten Überlegungen zu Grunde: zum einen mein Erleben und Mitwirken bei den – so möchte ich sie hier nennen – „Erfurter Projekten“ im Rahmen meines Diakonates 2001/2002 in der Dombergpfarrei Erfurt und die Herausforderungen, denen ich mich seit 2004 bei meinem Dienst in der Deutschen Katholischen Militärseelsorge stellen durfte, besonders verdichtet in den beiden Auslandseinsätzen in Afghanistan: November 2006 – März 2007 in Mazar e-Sharif und Juli – November 2009 in Kunduz.

Teil 1: Ortsbestimmungen

Deutschland – Erfurt

Die „Erfurter Projekte“ – vielleicht kann man sie am besten als „Gottesdienste mit und für Konfessionslose“¹ charakterisieren – sind mittlerweile in der einschlägigen Literatur hinreichend beschrieben und kommentiert², deshalb möchte ich mich hier nur auf eine kurze Wiedergabe beschränken.

- ◇ Das „Nächtliche Weihnachtslob“ in der Heiligen Nacht als eine Einladung zur Verkündigung und Erschließung der Weihnachtsbotschaft in die aktuelle Zeitsituation hinein an alle, gerahmt von traditionellen Weihnachtsliedern und Musik.
- ◇ Die „Feier der Lebenswende“ für konfessionslose Jugendliche, eine „christliche Alternative zur weiterhin üblichen Jugendweihe“³. Die Feier steht am Abschluss eines mehrmonatigen Vorbereitungsweges, auf dem die Jugendlichen sich mit sich selbst, ihrem Leben

¹ Auch wenn ihr „Erfinder“ Reinhard Hauke sich zumindest in Bezug auf die „Feier der Lebenswende“ zurückhaltend zum Gebrauch des Begriffs „Gottesdienst“ äußert. Vgl. Hauke (2003) 86.

² Vgl. u.a. Göllner (2005); Hauke (2000a); Hauke (2000b); Simon (2001); vgl. auch: www.bistum-erfurt.de; Menüunterpunkt: „Innovative Projekte“ (September 2011).

³ Hauke (2003) 86.

und ihrer Umwelt auseinandergesetzt haben. Intention der „Feier der Lebenswende“ ist es, „die sinnentleerte Feierform der Jugendweihe religiös zu profilieren“⁴.

- ◇ Der „Gottesdienst zum Valentinstag“ – oder genauer „Ökumenischer Segnungsgottesdienst am Valentinstag für alle Menschen, die partnerschaftlich unterwegs sind“. Christen und Nichtchristen sind eingeladen, „eine Station auf dem partnerschaftlichen Weg einzulegen, einen ‚Rastplatz‘ zu haben, sich durch die Erfahrung anderer Paare [...] bestärken zu lassen und dann, wenn man möchte, die eigene Partnerschaft unter den Segen Gottes zu stellen.“⁵
- ◇ Das „Monatliche Totengedenken für Christen und Nichtchristen“, immer am ersten Freitag im Monat um 15:00 Uhr, zur Todesstunde Jesu, entstand aus der Erfahrung heraus, dass Menschen einen Ort für ihre Trauer, aber auch für ihr Gedenken brauchen. Zumeist ist dieser Ort das Grab des Verstorbenen. Immer häufiger ergibt es sich aber nun die Situation, dass es kein Grab (mehr) gibt, das Grab nicht bekannt ist oder nicht erreichbar. Zentral beim Totengedenken ist die Möglichkeit, die Namen der Verstorbenen in ein besonderes Buch einzutragen, das im Erfurter Dom sichtbar aufbewahrt wird. So bleibt der Name der Verstorbenen bewahrt und die Vitrine mit dem Buch wird zum Gedenkort, an dem Kerzen entzündet und Blumen niedergelegt werden können.
- ◇ Der Vollständigkeit halber sei hier auch der „Kosmas-und-Damian-Gottesdienst/Segnungsgottesdienst für Kranke und ihre Helfer“ aufgeführt, der seit 2006 einmal jährlich um den 27. September herum, dem Gedenktag der Heiligen Kosmas und Damian, stattfindet, auch wenn ich mit diesem Projekt keine persönlichen Erfahrungen habe.

Situation in Erfurt

In welchem Umfeld sind die Erfurter Projekte entstanden? Erfurt ist die Landeshauptstadt von Thüringen und Bischofssitz; die Stadt hat rund 200 000 Einwohner. In Thüringen bekennen sich 22,6% zur Evangelischen Kirche, 5,3% zur Katholischen Kirche und 72% gehören keiner Religionsgemeinschaft an⁶. Die Christen sind also deutlich in der Minderheit. Im Gegensatz dazu ist das Stadtbild ausgesprochen kirchlich geprägt, der Domberg mit Dom und Severikirche überragt die Stadt, und die zahlreichen alten Kirchen gehören zum festen Kulturbestand. Martin Luther mit dem Augustinerkloster und Meister Eckhart mit der Predigerkirche haben in der Stadtgeschichte ihren festen Platz.

Afghanistan – Kunduz

Wenn ich in den nachfolgenden Überlegungen aus der Militärseelsorge vor allem auf die Situation in den Auslandseinsätzen und hier insbesondere in Afghanistan eingehe, so nicht, weil sie sich grundlegend von der Situation in Deutschland unterscheiden würde, sondern weil in den Auslandseinsätzen vielmehr die Herausforderungen an den Seelsorger und die Seelsorge wie im Brennglas verdichtet auf den Punkt gebracht werden. Zunächst zur Lage im Einsatz:

Der Seelsorger: In der Regel befindet sich in Afghanistan immer nur ein Seelsorger in einem Feldlager vor Ort; eine Ausnahme bildet der Großstandort Mazar e-Sharif; dort sind seit einigen Jahren die Evangelische und die Katholische Militärseelsorge jeweils mit einem

⁴ Hauke (2003) 87.

⁵ Göllner (2005) 231.

⁶ Vgl. Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland. Religionszugehörigkeiten nach Bundesländern, Bevölkerung ab 18 Jahre. Stand 2004 (vgl.: www.fowid.de).

Seelsorger permanent präsent. Ansonsten findet alle vier Monate mit dem Kontingentwechsel auch ein Austausch der Seelsorger und damit ein „Konfessionswechsel“ statt.

Die Funktion des Seelsorgers aus der Sicht der Soldaten reicht vom Maskottchen, Schamanen, Glücksbringer, „*vir dei*“ („Mann Gottes“)⁷, über die klassische Pfarrerrolle mit Gottesdienst, Predigt und Sakramentenspendung bis zum niederschweligen „psychologischen“ Gesprächs- und Begleitungsangebot.⁸ Dieser zugeschriebenen Rollenvielfalt sollte sich der Seelsorger in seinem pastoralen und liturgischen Handeln bewusst sein und sie für sein eigenes Selbstverständnis reflektieren.

Die Soldaten: Die Verteilung der konfessionellen Zugehörigkeit der Soldatinnen und Soldaten unterscheidet sich deutlich von der gesamtdeutschen Bevölkerung⁹, vor allem im Hinblick auf den Anteil der „Konfessionslosen“ oder „kirchlich Nichtgebundenen“ – wobei diese Struktur vielleicht auch einen Blick auf die konfessionelle oder im doppelten Sinn „nichtkonfessionelle“ (sowohl „konfessionslos“ als auch „überkonfessionell“) verstandene Situation der Zukunft eröffnet. Ohne hier auf genaue Zahlen zurückgreifen zu können¹⁰, lässt sich doch nach übereinstimmenden Schätzungen der Katholischen und der Evangelischen Militärseelsorge in Deutschland davon ausgehen, dass der Anteil der Konfessionslosen in der Bundeswehr bei etwas über 45% liegt, was vor allem darin begründet ist, dass proportional deutlich mehr Soldatinnen und Soldaten aus den östlichen Bundesländern als aus den westlichen als Zeit- und Berufssoldaten in der Bundeswehr dienen. Meine persönlichen Erfahrungen aus dem Einsatz 2009 in Kunduz beziehen sich auf ein besonders stark „ostdeutsch“ geprägtes Kontingent, etwa 70% der Soldaten waren konfessionslos. Die Verteilung nach Frauen und Männern soll hier einmal außer Acht gelassen werden, es ist aber anzumerken, daß der Anteil der Frauen auch in den Auslandseinsätzen tendenziell steigend ist.¹¹

Der Großteil der Soldaten im Auslandseinsatz ist zwischen 20 und 35 Jahren alt, gehört also einer Altersgruppe an, die in der Regel in deutschen Pfarreien wenig bis kaum anzutreffen ist. Insgesamt begegnen den Militärseelsorgern in ihrem pastoralen Umfeld also großteils kirchenferne bis nicht-kirchlich geprägte Menschen.

Ein weiterer Aspekt kommt noch hinzu: Auch bei den kirchlich gebundenen Soldaten ist ein eher gering ausgeprägtes konfessionelles Bewusstsein vorhanden. Die Tatsache, dass ein Seelsorger, gleich welcher Konfession, als Begleiter und Ansprechpartner vor allem im Einsatz, wenn es um Leben und Tod geht, zur Verfügung steht, sowie dessen persönliche Glaubwürdigkeit werden in der Regel deutlich höher bewertet als die Konfessionszugehörigkeit. Bei einem Großteil der Soldaten existiert somit eine ganz pragmatische Sicht, aber zugleich eine relativ unreflektierte Praxis der Ökumene.¹²

⁷ Von Soldaten ist z. B. beim Besteigen eines Flugzeugs des öfteren die halb scherzhafte, halb ernst gemeinte Bemerkung zu hören: „Heute kann uns nichts passieren, der Pfarrer ist ja mit an Bord“. Sehr gefragt sind auch die Michaelsmedaillen der Militärseelsorge. Insgesamt wird dem Seelsorger von vielen eine irgendwie geartete Beziehung zum Numinosen zugesprochen.

⁸ Es steht in den Einsätzen auch ein Truppenpsychologe zur Verfügung, doch oft wird zunächst der Seelsorger angesprochen, da das immer noch unverfänglicher ist. Originalaussage eines Soldaten: „Ich geh doch nicht zum Psychologen, ich bin doch nicht verrückt!“

⁹ Vgl. Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland. Religionszugehörigkeit in Deutschland Hochrechnung 2010: 29,4% katholisch, 29,4% evangelisch, 34,8% konfessionslos, 4,6% Muslime, 1,8% andere (vgl.: www.fowid.de).

¹⁰ Das Religionsmerkmal ist bei der Bundeswehr eine freiwillige Angabe, somit liegen keine sicheren amtlichen Zahlen vor.

¹¹ Zurzeit insgesamt ca. 5%, aber sehr unterschiedlich je nach Truppengattung.

¹² Vgl. Göllner (2010) 21.

Die Rahmenbedingungen: Der Dienst im Einsatz geht rund um die Uhr, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, im Schichtbetrieb. Auch der Sonntag ist, zumindest in Kunduz, ein normaler Arbeitstag. Nur der Freitagvormittag hat, wenn möglich, einen etwas ruhigeren Charakter, da am Freitag als dem wöchentlichen islamischen Feiertag keine afghanischen Arbeiter im Feldlager tätig sind. Der Militärseelsorger teilt im Einsatz das Leben der Soldaten mit allen Höhen und Tiefen, ohne jedoch selbst Soldat zu sein. Er trägt die gleiche Kleidung, ist aber unbewaffnet, lebt und arbeitet unter den gleichen Rahmenbedingungen wie sie (z. B. Hitze, Kälte, Staub, z. T. improvisierte und beengte Lebens- und Arbeitsbereiche) und teilt auch ihre Bedrohungen und Gefährdungen. Für den Seelsorger bzw. die Seelsorge steht im Feldlager ein eigener Bereich zur Verfügung, in Kunduz die sogenannte „Gottesburg“. Hinter einem schützenden Wall befinden sich ein Wohncontainer mit dem Büro- und Gesprächsbereich des Seelsorgers, eine offene Veranda als Begegnungsbereich bei gutem Wetter und in einer größeren Containerkonstruktion der „Raum der Stille“ als Gottesdienst- und Rückzugsbereich, der allen Soldaten 24 Stunden am Tag zur Verfügung steht.

Teil 2: Liturgisch-ekklesiologische Folgerungen

Neben meinen persönlichen Erfahrungen in Erfurt und Kunduz sind einige Texte für die nachfolgenden Überlegungen von besonderer Bedeutung: Die Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche, *Lumen Gentium*, und die Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*, das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad Gentes* sowie die Aufzeichnungen „Das Schicksal der Kirchen“¹³ von Alfred Delp, verfasst 1944/45 im Gefängnis.

Grundlegend ist dabei die Erfahrung der extremen Diaspora – sowohl in Erfurt als auch im Auslandseinsatz in Afghanistan. Daraus resultiert die Fragestellung: Wie kann die Kirche ihren Heilsauftrag¹⁴ leben, feiern und verkünden in einem säkularen, zwar nicht kirchenfeindlichen, aber doch extrem kirchenfernen Umfeld? Wie kommt sie zu den Menschen, wie kommt die Botschaft an den Mann bzw. die Frau? Aber zugleich stellt sich die noch existenziellere Frage: Wie und in welcher Gestalt kann Kirche in einem solchen Milieu leben und überleben?

Eines verbietet sich von selbst, auch wenn die Versuchung groß und noch dazu in der Situation der extremen Diaspora verständlich ist: der Rückzug in den kirchlichen Binnenraum, die Haltung des Einigels und des Wagenburgkatholizismus. Das mag für Zeiten der existenziellen Bedrohung durch eine staatliche Macht die angemessene Reaktion sein, aber das trifft nicht auf unsere heutige Situation zu. Die Zielperspektive kann und soll nicht der „heilige Rest“, die „kleine Herde“ sein. Vielmehr ist „die pilgernde Kirche ihrem Wesen nach ‚missionarisch‘ (d. h. als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters.“¹⁵

¹³ Delp (hg. 1985) 318–323.

¹⁴ „Zur Völkerwelt von Gott gesandt, soll die Kirche ‚das allumfassende Sakrament des Heils‘ sein. So bemüht sie sich gemäß dem innersten Anspruch ihrer eigenen Katholizität und im Gehorsam gegen den Auftrag ihres Stifters, das Evangelium allen Menschen zu verkünden“ (*Ad Gentes* 1). Vgl. auch *Lumen Gentium* 1: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“

¹⁵ *Ad Gentes* 2.

Alfred Delp formuliert plastisch: „Geht hinaus“ hat der Meister gesagt, und nicht: „Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.“¹⁶

Es ist der Kirche von ihrem Ursprung her nicht erlaubt, sich auf die eigenen Angelegenheiten zu beschränken und sich nur um die eigenen Schäfchen zu kümmern. Ihr Heilsauftrag gilt allen Menschen und der ganzen Welt.

Das Zweite Vatikanische Konzil meint dazu:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte engstens verbunden.“¹⁷

Mit dieser missionarischen Dimension des Bekenkens und Verkündens der Frohen Botschaft für alle Menschen, der Martyria, ist, wenn die Kirche nicht unglaublich werden will, wesentlich auch die Diakonia verknüpft. Alfred Delp schreibt:

„Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen. [...] Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstiegheiten des Menschen, um bei ihm zu sein genau und gerade dann, wenn ihn Verlorenheit und Verstiegtheit umgeben.“¹⁸

Neben der sozial-caritativen Dimension der Diakonia, die sich um das physisch und psychisch Lebensnotwendige sorgt, gibt es auch die liturgische Diakonia, die Liturgie als Diakonie, die die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“¹⁹ sich zu eigen macht und ihnen damit hilft, ihr Leben zu meistern – unabhängig von ihrem religiösen Bekenntnis. Dies ist der Ansatzpunkt der Erfurter Projekte und hier setzen auch die Gottesdienste in der Militärseelsorge, vor allem im Auslandseinsatz, an. Man darf hier wohl zu Recht von Gottesdienst im schwerpunktmäßig präkatechumenalen Umfeld sprechen, da der Großteil der versammelten „Gottesdienstteilnehmer“ – ich verwende hier bewußt nicht den Begriff „Gottesdienstgemeinde“, auf diese Differenzierung werde ich nachfolgend eingehen – entweder konfessionslos oder zwar getauft, aber nicht kirchlich sozialisiert ist.

Anknüpfungspunkte für die Liturgie sind somit allgemein menschliche existenzielle Grunderfahrungen: Tod, Lebenswende, Liebe, Ehe, Geburt, Partnerschaft, Bedrohung, Krankheit, Suche nach Schutz, Unsicherheit, Sinnfragen. Daneben auch das ganz alltägliche Geschehen, aber auch Feste im Jahreslauf, die mit neuem Sinn und Sein aufgeladen werden, weil die alten Formen nicht mehr tragen.²⁰ Es geht dabei darum, Orte des Lebens zu schaffen, der Ruhe, des Durchatmens, „Zeichen des Heils in einer unheilen Welt“²¹ zu setzen, den Ho-

¹⁶ Delp (hg. 1985) 320.

¹⁷ *Gaudium et Spes* 1. Vgl. auch *Lumen Gentium* 9: „Von Christus als Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit gestiftet, wird es [das neue Gottesvolk] von ihm auch als Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde (vgl. Mt 5, 13–16) in alle Welt gesandt“; vgl. auch *Lumen Gentium* 48: „Auferstanden von den Toten (vgl. Röm 6, 9) hat er [Christus] seinen lebendigmachenden Geist den Jüngern mitgeteilt und durch ihn seinen Leib, die Kirche, zum allumfassenden Heilssakrament gemacht.“

¹⁸ Delp (hg. 1985) 320.

¹⁹ *Gaudium et Spes* 1.

²⁰ Vgl. z. B. das „Nächtliche Weihnachtslob“ in Erfurt.

²¹ So definiere ich persönlich den Auftrag der Militärseelsorge.

izont offen zu halten, damit sich Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches begegnen können.

Damit unterscheiden sich solche Gottesdienste nicht grundlegend von einem „normalen“ Gemeindegottesdienst: Begegnung von Gott und Mensch im Hören und Antworten auf das Wort der Schrift und die Erfahrung der Nähe unter heiligen Zeichen können sich in beiden ereignen. Jedoch sind die Grundvoraussetzungen und Ausgangsfaktoren sehr verschieden.

Versammelt sich bei „normalen“ Gottesdiensten, exemplarisch beim Sonntagsgottesdienst, die bereits bestehende (und dabei natürlich nicht zuletzt durch die Liturgie konstituierte) Gemeinde, die Ekklesia, um Gottesdienst zu feiern, wird bei den Erfurter Projekten und oft bei den Gottesdiensten der Militärseelsorge – zumindest im Auslandseinsatz – erst durch die Einladung zur gemeinsamen Feier eine Ur-Ekklesia völlig neu geschaffen.²² Aus den „Gottesdienstteilnehmern“ bildet sich dann – vielleicht – im Laufe der Zeit durch die gemeinsame liturgische Feier eine „Gottesdienstgemeinde“. Die Einladung zum Gottesdienst und dessen Feier werden somit zum Konstitutiv der Ekklesia und sind kein Vollzug einer bereits im Vorhinein bestehenden und versammelten „Ortskirche“.

Mit Huub Oosterhuis kann man feststellen: „Liturgie ist ein Dienst an Menschen, die zu glauben versuchen.“²³ Menschen auf ihren je eigenen und oft sehr verschiedenen Wegen zum Glauben und mit Gott auch gottesdienstlich-rituell zu begleiten, ist ein wichtiger Aspekt der Seelsorge.

Immer wieder kann man die Erfahrung machen – ob bei den Erfurter Projekten oder in der Militärseelsorge –, dass durch das persönlich Erlebte (sei es die Gefährdung im Einsatz oder das alltägliche Leben daheim) und die Einladung und die Möglichkeit, ihre Lebenssituation im Gottesdienst zu bedenken, Menschen ermutigt werden, Schritte auf dem Weg des Glauben zu machen.²⁴ Ich selbst durfte im Auslandseinsatz 2007 zwei Soldaten auf dem Weg zur Taufe begleiten und 2009 einen Soldaten firmen. Ähnliche Erfahrungen berichten andere Militärseelsorger. Es gibt fast kein Kontingent, in dem nicht mindestens eine Taufe stattfindet. Allerdings dürfen Gottesdienste nie zu Bekehrungsabsichten verzweckt werden. Der Glaube ist und bleibt ein „besonderes Geschenk“²⁵ von Gott her, zudem haben die Menschen unserer Tage ein sehr feines Gespür dafür, wenn Kirche ihnen mit einer „hidden agenda“, einer „versteckten Absicht“ entgegenkommt. Es geht vielmehr darum, „dem Anderen Raum zu geben“²⁶, ihn in seinem „Anders-Sein“ auch zu lassen, ihn in den „kirchlichen Raum“ (im doppelten Sinne) einzuladen, aber nicht zu vereinnahmen. Dies ist nicht zuletzt auch eine Frage der Ehrfurcht dem Anderen gegenüber. Wie bereits Alfred Delp als Konsequenz für die Kirche postulierte: „wichtiger und tiefer: Erziehung zur Erfurcht dem anderen Menschen gegenüber. Weg von der Anmaßung zur Ehrfurcht“²⁷.

²² Hier ereignet sich das, was Ekklesia im Wortsinn bedeutet: Die Ekklesia (gr. ἐκκλησία/lat. *ecclesia*), ist die Versammlung der „Herausgerufenen“, im übertragenen Sinne „der Eingeladenen“. Vgl. Kertelge (2006) 1454. Vgl. auch: Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl (Mt 22,1–14), besonders Mt 22,9: „Geht also hinaus auf die Straßen und ladet alle, die ihr trifft, zur Hochzeit ein.“

²³ Oosterhuis (2004) 133.

²⁴ Vgl. Hauke (2003) 87.

²⁵ Hauke (2003) 87.

²⁶ Vgl. Göllner (2005) 233: Das kann auch ganz praktische Konsequenzen haben. „So wurde in Erfurt [...] die Christmette ab 1988 aus dem Dom in die benachbarte Severikirche verlegt, um im Anschluss an die Christmette das „Nächtliche Weihnachtslob“ im Dom feiern zu können.“

²⁷ Delp (hg. 1985) 322.

Die besondere Bedeutung des aus dem Glauben heraus Einladenden betont Reinhard Hauke unter dem Stichwort „Einer muss glauben“. Anhand der Gestalten Abraham und Ijob kommt er zu folgendem Ergebnis:

„Es scheint darauf anzukommen, dass sich wenigstens immer ein Glaubender findet, der alle Erfahrungen seines Lebens mit Gott in Verbindung bringt. [...] Das nichtglaubende Umfeld scheint den Glauben herauszufordern und zu läutern, so dass sich daraus ein tragfähiger Glaube entwickelt, der hilfreiche Antworten geben kann, die außerhalb von Kirche und Christentum nicht zu finden sind. Es zeigt sich damit, welche Verantwortung der Glaubende für seine Mitbürger hat, die Gott nicht denken und glauben können. Es zeigt sich, dass er selbst als ein Kontaktpunkt zu Gott gesehen und von ihm Kontaktgabe und Kontaktnahme erwartet wird. Es zeigt sich, dass er auch für die Gestaltung der Räume verantwortlich ist, in die hinein seine Mitbürger eintreten, um den unbestimmten Wunsch nach Segen, Heil und Glück auszusprechen.“²⁸

Im Auslandseinsatz wird der „Raum der Stille“ von vielen Soldaten als unverzichtbar angesehen. Er ist 24 Stunden am Tag offen. Er ist Rückzugsraum in der Beengtheit des Feldlagers, er ist Ort zum Lesen oder Schreiben, er ist in aller pragmatischen Bedingtheit einer Militäreinrichtung einfach nur da – ein freier, offener, geschützter, zweckfreier, einladender Raum, Lebens-Raum, Menschen-Raum, Gottes-Raum. Er ist damit an sich schon Botschaft (und nicht erst dadurch, dass er auch Gottesdienstraum ist).

Für viele ist im „Raum der Stille“ der Kerzenständer, eine große Schale mit Sand und Tee-lichtern, wohl das wichtigste. Er lädt jeden dazu ein, ein Licht zu entzünden. Ich weiß nicht, wieviel hundert Kerzen während meiner Zeit im Einsatz dort brannten. Jeden Abend, wenn ich die Gottesburg verließ, füllte ich den Leuchter neu auf. Oft waren am anderen Morgen alle Lichter abgebrannt. Manchmal war dazu ein Symbol in den Sand gezeichnet, etwa ein Herz, in dem ein oder zwei Lichter standen, oder eine Sonne – wortlose Bitten, Gebete. Oft habe ich Soldaten gesehen, die am späten Abend auf dem Weg vom Sportraum zu ihrer Unterkunft noch kurz im „Raum der Stille“ vorbeigingen, um ein Licht anzuzünden. Und oft waren das nicht die Soldaten, die zum Sonntagsgottesdienst kamen. Menschen suchen, brauchen einen Raum, in dem sie mit den Erfahrungen ihres Lebens eintreten können, um in ihren Formen zu bedenken, zu deuten, abzulegen. Wenn die Kirche sich vorbehaltlos öffnet, wird sie sich wundern, wer da alles kommt, auch zu ungewöhnlichen Zeiten.

Diese Öffnung von Kirche auf den Anderen, vielleicht Konfessionslosen oder nicht kirchlich Sozialisierten hin und das auch noch in der Situation der extremen Diaspora ist eine gewaltige Herausforderung: etwa Gottesdienst zu feiern mit einer „Gemeinde“, in der vielleicht nur die Hälfte oder weniger getauft sind. Dies ist eine ebenso typische Erfahrung der Militärseelsorge wie auch beim „Totengedenken“ in Erfurt: mit Menschen zu trauern, aber auch Trost und Hoffnung zuzusprechen. In diesen Situationen realisiert sich die von Alfred Delp eingeforderte „Rückkehr der Kirchen in die ‚Diakonie‘: in den Dienst der Menschheit“²⁹. Die Kirche – und für sie stellvertretend der Seelsorger – soll es wagen, in die Wüste des anderen (mit)zugehen, Vertrautes, Schutz, Geborgenheit der eigenen überlieferten Formen zu verlassen; vielleicht nicht mehr in der klassischen, traditionellen Kirchlichkeit geborgen zu sein, weil es keine „Gemeinde“ mehr gibt; sich der Nicht-Beheimatung zu stellen, auszuziehen wie Abraham und dennoch weiter zu glauben; sich berufen zu lassen „in einen Dienst, den

²⁸ Hauke (2003) 80f.

²⁹ Delp (hg. 1985) 319.

die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack oder das *Consuetudinarium* einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft³⁰; sich der Erfahrung des Exils, aber auch der befreienden und reinigenden Wüstenwanderung des Exodus zu stellen in der kargen Existenz der Diaspora; es auf sich zu nehmen, die Kontextualisierung des eigenen Lebens zu wagen, die Ausgesetztheit, Nicht-Beheimatung eines Großteils unserer Zeitgenossen zu teilen und an ihrer Seite zu bleiben.

Aber wie kann die Kirche in dieser „Wüste des oft so ganz Anderen“ überleben? Wie kann sie der Gefahr begegnen, sich selbst zu verlieren, zu verdorren? Aus welchen Quellen kann sie die Kraft schöpfen? In der dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* bezeichnet das Zweite Vatikanische Konzil die Feier der Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“³¹. Sie ist damit unaufgebbarer Kernbestand jeder kirchlichen Praxis.

Die Erfurter Projekte sind gewachsen auf dem tragenden Untergrund einer im Glauben gefestigten Gemeinde mit lebendigen Strukturen, einer Ortskirche, die sich immer wieder zur Eucharistiefeier versammelt. Von dieser „sicheren Basis“ aus, ist es möglich „dem Anderen Raum zu geben“. Es gibt dort immer Gefährten auf dem Weg. Und auch diejenigen, die sich noch weiter hineinwagen in „die Wüste des ganz Anderen“, dürfen sich getragen wissen vom Fundament der Gemeinde, die glaubt und betet und Liturgie feiert „cum fratribus nostris absentibus“.

Ganz anders sieht oft die Situation eines Militärseelsorgers im Einsatz aus. Dort gibt es zu meist keine tragende Gemeinde, keine gefestigten Strukturen, wenige Schwestern und Brüder im Glauben, oft noch weniger der eigenen Konfession. Hier trifft das Wort von Reinhard Hauke „Einer muß glauben“³² in seiner ganzen Radikalität zu: „Einer“ – der Seelsorger, „muss“ – das ist seine Verpflichtung, „glauben“ – das ist sein Auftrag. Er darf sich einreihen in die große Gruppe all derer, die ihre Berufung in die Wüste geführt hat, die stellvertretend und einladend für andere glauben sollen. Weiterhin gilt aber unverzichtbar auch, dass die Feier der Eucharistie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“³³ ist. Auch der Seelsorger im Einsatz muss und darf sich sagen lassen: „Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich.“³⁴, denn er trägt auch für sich und sein geistliches Wohl Verantwortung.

Es stellt sich noch einmal neu und verschärft die Frage: Wie mit konfessionlosen oder kirchlich nicht sozialisierten Menschen Gottesdienst feiern? Wortgottesdienste sind hier sicher unproblematisch, aber wie sieht es mit der Eucharistiefeier aus?

Hier gilt es, den Balanceakt zu wagen (und hoffentlich zu meistern) zwischen eigenem, ekklesiologischem, liturgischem und dogmatischem Anspruch und der gleichzeitigen Verpflichtung zur Offenheit, einladend und der konkreten Situation angemessen³⁵ und den jeweiligen Menschen mit ihren aktuellen Sorgen, Nöten und Bedürfnissen entsprechend Liturgie, konkret Eucharistie zu feiern. So kann es durchaus zur Spannung zwischen „liturgischer

³⁰ Delp. (hg. 1985) 319.

³¹ *Lumen Gentium* 11.

³² Hauke (2003) 80.

³³ *Lumen Gentium* 11.

³⁴ 1 Kön 19,7.

³⁵ Unter der Situation angemessen und den Menschen entsprechend verstehe ich hier keine inkulturierte, sondern eine kontextualisierte liturgische Praxis. Inkulturierend bedeutet unter anderem dekorative Elemente des Soldatenalltags – (wie zum Beispiel eine Zeltplane als Altardecke) – in den üblichen Gottesdienst einzubauen; kontextualisierend meint vielmehr so Gottesdienst zu feiern, wie es sich aus dem Kontext, der Lebenssituation und dem Lebensumfeld der Soldaten ergibt.

Diakonie“ (d.h. einer liturgischen Praxis, die sich an konkreten Erfahrungen, Bedürfnissen und Nöten, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“³⁶ orientiert – (man denke hier z. B. nur an die Eucharistiefeier mit einer konfessionsverschiedenen Gottesdienstgemeinde, weil nur ein Seelsorger vor Ort ist) – und „liturgischer Dogmatik“ (d.h. dem, was unaufgebbar zu glauben und so auch liturgisch zu feiern und der Tradition der Kirche entsprechend ist) kommen. Es bedarf der nötigen pastoralen Klugheit und kirchenrechtlichen Weisheit, um solche scheinbaren „Abgründe“ zu überbrücken, die oft bei näherem Hinsehen gar nicht so tief sind, wie sie auf den ersten Anschein hin wirken – oft ist mehr möglich, als man zunächst denkt.³⁷ Man muss nur wirklich einmal gründlich denken, auch theologisch.³⁸ Dies erfordert aber zunächst ein vorbehaltloses Ernstnehmen der jeweiligen Situation, ein wirkliches Mitleben, Sicheinlassen des Liturgen auf die Lebenswelt des Anderen, um nicht vorschnell und voreilig mit althergebrachten Lösungen und kirchlichen Formeln an der wirklichen Herausforderung einer Situation und des Menschen vorbei zu handeln.³⁹

Andererseits bleibt es dabei: „Liturgie ist ein Wagnis, mit alten Worten umzugehen, die wir nicht selbst erdacht oder erfunden, die wir von einer unübersehbar langen [...] Tradition überliefert bekommen haben.“⁴⁰ Diese reiche Tradition ist aber auch „als Chance zu erkennen, um die Seelsorger zu Ideen zu ermutigen und von der Angst zu befreien, bei diesen Feiern Unverständliches zu sagen und zu tun. Der Seelsorger muss sich bemühen, verständlich zu sprechen, jedoch darf er auch das Unbegreifliche Gottes und des Glaubens nicht in Banalitäten auflösen.“⁴¹

In einem Gottesdienst, der in einem solchen Kontext gefeiert wird, kann sich auch „liturgische Martyria“, Zeugnis ereignen, indem der Seelsorger in und durch die gottesdienstliche Feier, durch das Wort der Verkündigung und die *ars celebrandi* Zeugnis von seinem eigenen Glauben gibt. Dafür bedarf es aber seiner ganzen „Leidenschaft“, ja des leidenschaftlichen Eingehens des Liturgen auf die Situation und die Menschen, die sein ganz persönliches „Glaubenszeugnis“ in diesem Moment brauchen und einfordern.

Die Extremsituation von Gottesdiensten in einem Krisen- oder Kriegsgebiet führt aber schnell für den Seelsorger auch zur existenziellen Frage und Gewissenserforschung: „Glaube ich wirklich, was ich da feiere und verkünde? Wie weit ist das, was ich da tue, mit meinem Leben und Glauben abgedeckt?“ Die mögliche Nicht-Kongruenz wird in einem solchen Umfeld sehr schnell offenbar und von den Mit-Menschen wahrgenommen, wobei natürlich nie eine vollkommene Übereinstimmung hergestellt werden kann. Es bleibt immer ein höherer

³⁶ *Gaudium et Spes* 1.

³⁷ Ich erinnere mich hier dankbar an den Dekan der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster, der den Studienanfängern im Wintersemester 1994/95 bei der Begrüßung sagte: „Sie werden sehen, die beste Grundlage für die Pastoral ist ein solides Studium der systematischen Theologie.“

³⁸ Vgl. z. B. can. 844 § 4 CIC (Todesgefahr und schwere Notlage) in Verbindung mit can. 843 § 1, can. 913 § 2, can. 921 § 1. Zumindest für den Einsatz in Afghanistan kann man wohl von schwerer Notlage, wenn nicht sogar in einigen Gebieten von Todesgefahr ausgehen.

³⁹ Alfred Delp merkt hierzu an – vgl. Delp (hg. 1985) 318: Auch der „Weg der fordernden Kirche im Namen des fordernden Gottes ist kein Weg mehr zu diesem Geschlecht und zu den kommenden Zeiten. Zwischen den klaren Schlüssen unserer Fundamentaltheologie und den vernehmenden Herzen der Menschen liegt der große Berg des Überdrusses, den das Erlebnis unserer selbst aufgeführt hat. Wir haben durch unsere Existenz den Menschen das Vertrauen genommen. 2000 Jahre Geschichte sind nicht nur Segen und Empfehlung, sondern auch Last und schwere Hemmung.“

⁴⁰ Oosterhuis (2004) 139.

⁴¹ Hauke (2003) 87.

Anspruch, hinter dem man zurück bleiben wird. Liturgie feiern in einem solchen Umfeld wird somit auch für den Liturgen immer wieder und immer mehr zu einer geistlichen Herausforderung, die ihn selbst an die persönlichen Grenzen führen, aber auch seinen Horizont erweitern kann. Das Sicheinlassen auf die Situation und die ihm anvertrauten Menschen in diesem ekklesiologisch-liturgischen Grenzgebiet lässt den Liturgen, den Seelsorger zu einem Grenzgänger, aber vielleicht auch zu einem Vermittler und Brückenbauer werden, und das nicht nur im Auslandsinsatz, sondern auch in der Heimat, wie die Erfurter Projekte eindrucksvoll belegen.

Thesen

- ◇ *Die Diaspora ist die Zukunft der Kirche.*
 - a) Es ist statistisch zu erwarten, dass aktive Christen in Deutschland wie auch in Österreich in Zukunft eine Minderheit bilden werden.
 - b) Die Situation der Diaspora kann die Kirche herausfordern, kreativ und offen mit der säkularen Welt in den Dialog zu treten und sich zugleich neu auf ihre eigenen Wurzeln zu besinnen.
- ◇ *Die Kirche hat der Welt und den Menschen etwas zu sagen.*
 - a) Wir haben eine Gute Botschaft für alle.
 - b) Wir brauchen uns damit nicht zu verstecken.
- ◇ *Wenn Kirche sich vorbehaltlos öffnet, werden Menschen kommen.*
 - a) Wir sind herausgefordert, dem Anderen Raum zu geben und Zeugnis-Räume zu eröffnen.
 - b) Wir werden uns vielleicht wundern, wer da kommt (vgl. Mt 22,9).
- ◇ *Wer sich in die Wüste der Welt begibt, braucht Oasen des Glaubens.*
 - a) Auch dem stärksten Kamel geht irgendwann das Wasser aus. Wer nicht regelmäßig zu seinen Quellen zurückkehrt, bleibt irgendwann auf der Strecke.
 - b) Ein tiefverwurzelter Baum hält dem Sturm stand. Je fester wir verwurzelt sind, um so weiter können wir uns hinaus wagen.
- ◇ *Das Zeugnis der Christen wird nur glaubhaft sein, wenn es in ökumenischem Respekt und versöhnter Verschiedenheit gelebt wird.*
 „Wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, sind sie abgeschrieben.“⁴²
- ◇ *Es geht meist mehr als man denkt – man muss sich nur einmal trauen zu denken, auch theologisch.*
 - a) Denken lernt man nicht von selbst, man muss es schulen.
 - b) Ein wirklich solides theologisches Fundament hat noch keinem geschadet.

⁴² Delp (hg. 1985) 319.

Literatur

- Delp, Alfred, 1985: *Das Schicksal der Kirchen.*, in: ders., *Gesammelte Schriften*. Hg. von Roman Bleistein. Band IV: *Aus dem Gefängnis*. Frankfurt: Lang, 318–323.
- Göllner, Jonathan A., 2005: *Dem Anderen Raum geben. „Zeugnis-Räume“ in Erfurt*, in: Bünker, Arnd/Weckel, Ludger (Hgg.): „... Ihr werdet meine Zeugen sein ...“ *Rückfragen aus einer störrischen theologischen Disziplin*. Freiburg: Herder, 228–235.
- Göllner, Jonathan A., 2010: „Herr des Hauses ist nur einer“, in: *Kompass. Soldat in Welt und Kirche. Der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr*. Berlin. Ausgabe 05/2010. Ökumene und Militärseelsorge, 21.
- Hauke, Reinhard, 2000a: *Nächtliches Weihnachtslob für Nichtchristen*, in: Kranemann, Benedikt/Richter, Klemens/Tebartz-van Elst, Franz-Peter (Hgg.): *Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie*. Stuttgart: Kath. Bibelwerk, 100–102.
- Hauke, Reinhard, 2000b: *Die Feier der Lebenswende. Eine christliche Hilfe zur Sinnfindung für Ungetaufte*, in: Kranemann, Benedikt/Richter, Klemens/Tebartz-van Elst, Franz-Peter (Hg.): *Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie*. Stuttgart: Kath. Bibelwerk, 32–48.
- Hauke, Reinhard, 2003: *Die Segnung von Heiden. Auf der Suche nach neuen Wegen zwischen Kirche und Ungetauften*, in: Bauernfeind, Hans/Geier, Richard (Hgg.): *Leben braucht Segen. Segensfeiern. Für alle, die segnen und gesegnet werden wollen*. Freiburg: Herder, 80–87.
- Kertelge, Karl, 2006: *Art. Kirche I. Neues Testament*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 5, 3. Auflage, Freiburg: Herder, 1453–1458.
- Oosterhuis, Huub, 2004: *Ich stehe vor dir. Meditationen, Gebete und Lieder*. Hg. von Cornelis Kok. Freiburg.
- Simon, Werner, 2001: *Diakonische Präsenz. Lebensbegleitende Diakonie als ein Weg der Inkulturation des Glaubens am Beispiel der „Feier der Lebenswende“ für Nichtgetaufte*, in: Schreijäck, Thomas (Hg.): *Christwerden im Kulturwandel. Analysen, Themen und Optionen für Religionspädagogik und Praktische Theologie. Ein Handbuch*. Freiburg: Herder, 115–140.